Wo geht es weiter?

Autor(en): **Burckhardt, Lucius**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **67 (1980)**

Heft 1/2: **Standortbestimmung**

PDF erstellt am: **03.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-51433

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Lucius Burckhardt

Wo geht es weiter?

Die Architektur der siebziger Jahre ist nicht auf einen Nenner zu bringen und nicht nach einem einzigen Kategoriensystem zu kritisieren. Die durch die Nachkriegssituation bedingte Nachsitzstunde im internationalen Stil ging zu Ende; der darin erteilte Nachhilfeunterricht war vor allem von den Gewaltigen der Spekulationsbauerei und von den Baumaterialfabrikanten verstanden worden. Nicht zuletzt als gebaute Kritik dieser Entwicklung entfalteten sich die Entwurfsstile und Bauweisen der führenden Architekten zu einer synchronen Mehrstimmigkeit, die im übrigen der soziokulturellen Entfaltung unserer Gesellschaft durchaus entspricht. Wer über die Frage nachdenkt, was die siebziger Jahre geleistet haben und was wir davon als Ansporn in die achtziger Jahre mitnehmen können, der kommt um die – noch so oberflächliche – Separierung und Etikettierung einiger Tendenzen nicht herum.

Am Beginn der sechziger Jahre stand der Traum vom grossen Container, vom flexiblen Bauwerk mit disponiblen, ubiquitären Installationen, Klima, Energie, Son et Lumière an jedem Ort und aus jeder Steckdose. Dieser Traum stand im Zusammenhang mit Visionen einer künftigen, wie man damals sagte: «tertiären» Gesellschaft, die von der und für die Information lebt und immer weniger an Gütern, immer mehr aber an Medien orientiert ist. Prototyp dafür ist einerseits die Gesamtschule, mit der Vorstellung des individuellen Lehrganges des einsamen Schülers, der mit seiner Mappe im grossen Gebäude dorthin zieht, wo er gerade etwas zu seiner spezifischen Vervollkommnung erfahren kann. Der Erwachsene, Mitglied der «Freizeitgesellschaft», verhält sich nach dem gleichen Muster im «Fun Palace», in der Informationsmaschine, die ihn keinen Augenblick ohne Nachricht oder Amüsement lässt. Nun, in der Schweiz haben sich die beiden Konzepte kaum materialisiert; wir haben weder eine Gesamtschule Steilshoop noch ein Centre Pompidou. Allenfalls im Technikum Windisch spürt man noch einen Hauch dieser vorweggenommenen Zukunft, die schon Vergangenheit ist.

Woran scheiterte der Traum? – Er war zu weitsichtig, und in den sechziger Jahren wusste man noch nicht, dass Weitsichtige ebenso fehlsichtig sind wie Kurzsichtige. Die Zukunft kann nicht vorweggenommen werden, weder materiell noch geistig. Die hochflexiblen, totalinstallierten Container, selbst in ihrer schwach ausgeprägten Form der «Aufbau- und Verfügungszentren», sind zu teuer: ihre vorhandene Flexibilität wird dort nicht ausgenützt, wo sie vorhanden ist, und dort, wo Neues einströmt, fehlt sie dann doch. Der Traum von der totalen Multifunktionalität scheint ausgeträumt. Dazulernen können wir noch dort, wo Experimente mit Flexibilität nicht hochinstalliert und teuer, sondern leicht und billig durchgeführt wurden.

Am entgegengesetzten Pol setzten in den sechziger Jahren alle Bewegungen ein, die der Architektur Ausdruck, Bedeutung und verstehbare Gestalt zurückgewinnen wollten. Sie nahmen auf ihre Weise an aktuellen, aus unserer Geistesgeschichte nicht mehr wegzudenkenden Diskussionen teil: Einmal an der Frage, ob es Semiotik gebe und ob sie eine anwendbare, im Entwurf zu verwendende Wissenschaft sei; sodann an der Diskussion über «Pop» und der Absicht, eine für das Volk verständliche Kultur- und Zeichensprache zu benützen.

In der Schweiz haben sich diese Bestrebungen vor allem in der tessinischen Variante des italienischen Razionalismo niedergeschlagen. Diese Richtung stellt den eigentlichen Ruhm der Schweizer Architektur in dem zu Ende gegangenen Jahrzehnt dar. Wir meinen, dass davon allerhand noch in die achtziger Jahre mitzunehmen und weiterzuentwickeln sei. Zukunftsreich erscheinen uns die Bestrebungen vor allem dort, wo mit nachvollziehbaren Argumentationen gearbeitet wird, wo also Architektur verstanden wird als ein Umgehen mit Formen, welche durch historische Prozesse Bedeutungen erhalten haben und dadurch allgemeinverständliche Mitteilungen geworden sind. Wo aber versucht wird, Bedeutsamkeit lediglich dadurch zu evozieren, dass potentiell bedeutungsschwangere Formen in Beton gegossen werden, scheint mir die zeitliche Erträglichkeit der Bauwerke ebenso begrenzt wie die der in Mode kommenden willkürlichen «Zitate». Man sollte annehmen, dass nach dem Ende des internationalen Stils gerade in der Schweiz eine Möglichkeit der zukunftsreichen Anwendung regionalistischer Tendenzen bestehe. In der Tat hat sich ein grosser Zweig der deutschschweizerischen Architektur einer dorfähnlichen Bauweise zugewandt, deren bekannteste Beispiele das Gemeindezentrum Muttenz und die Siedlung Seldwyla sind. Es ist nahezu sicher, dass uns auch das kommende Jahrzehnt vermehrt solche Lösungen bringen wird.

Die kritisierbaren Punkte dieser Architekturrichtung wurden schon mehrfach aufgezählt: zunächst formal das eklektische Aufnehmen von Bauformen unterschiedlicher regionaler Herkunft und ihre ahistorische Verwendung in Gegenden, welche gerade diese Motive nicht gekannt haben; schwerwiegender aber ist der Vorwurf falsch verstandener Idylle für eine mittelständische Gesellschaft, die die ökonomische Basis ihres Lebens in der Freizeit vergessen will. Sozial führen diese Siedlungen zu Wohlstandsgettos eines für einfache Leute unerreichbaren einfachen Lebens; technisch gleichen sie Windmühlen, die Ökologie vortäuschen sollen, aber mit Atomstrom betrieben werden.

Das tönt scharf angesichts der Leistung, die hier erbracht wurde: die Lei-

stung der emanzipatorischen Aufsprengung einer in sich verfestigten und zur Routine gewordenen Bau- und Wohnweise. In den kommenden achtziger Jahren aber sollte Regionalismus so verstanden werden, wie es die Engländer tun: von ihrem Regionalismus lernen sie, wie man Probleme löst, nicht, wie die einstmaligen Probleme gelöst worden sind. In diesem positiv gesetzten Verständnis des Regionalismus läge auch eine Zukunft im Hinblick auf die Anforderungen ökologischer und energiesparender Bauweise.

Die Schweiz ist immer noch ein Land mit einem extrem hohen Anteil von Wohnungsmietern und einer entsprechenden kleinen Gruppe von Hausbesitzern. Das bedeutet, dass grossen Teilen der Bevölkerung die Verfügbarkeit über Bauten und die Verantwortung für Bauten genommen ist, was zu einer Entfremdung von der ganzen handwerklichen und technischen Basis des Bauens führt: Architektur wird zu einem Bilde, das man anschauen soll. Um uns herum liegen Länder, in welchen die Tradition des Bauens noch oder schon wieder vermehrt in den Händen des Laienpublikums ist. Die Ergebnisse sind für uns nicht immer erfreulich, wohl aber dienen sie der Aufhebung der Entfremdung und handwerklichen Verdummung: wer selber baut, kann übers Bauen auch mitreden.

Dass mit dem Thema des Selberbauens und der damit verbundenen Emanzipation des Bewohners ein Tabu berührt wird, mit dessen Auflösung wir es in den achtziger Jahren zu tun haben werden, beweisen mehrere Vorfälle. Der Versuch des Delegierten für Wohnungsbau in Bern, sich des Problems selbsterstellter und selbstverwalteter Wohnungen anzunehmen, wurde nach einem ersten Anlauf vom hohen Bundesrat sistiert. In Belgien, einem mit unserer Wirtschaftsstruktur verwandten Land, entliess der Erziehungsminister 31 Architekturprofessoren, weil sie ihre Studenten «einseitig» unterrichteten und nicht genügend mit den Segnungen der Vorfabrikation bekannt machten. Wo so zugeschlagen wird, muss etwas an den Bestrebungen dran sein!

Ökologisches Bauen wäre ein Teil des heute geforderten ökologischen Handelns. Auf diesem Gebiete wurde in der Schweiz viel geschrieben und auch einiges experimentiert, aber vielleicht nicht immer in derjenigen Richtung, die einerseits wegführt von hochzentralisierten Systemen, andererseits dennoch eine gewisse Breitenwirkung erlangt. Denn im Grunde glaubt der Schweizer immer noch, das Umweltproblem lasse sich dereinst einmal unter Einsatz von mehr Technik lösen, und er sieht nicht, dass gerade die dazu notwendige Energie und ihre Erzeugung das Umweltproblem hervorbringt. Notwendig ist also das Abgehen von gewissen Standards und Normen und der neuerliche Einsatz der kleinen und dezentralisierbaren Erfindung anstelle der grossen Routine.

Was mich in den siebziger Jahren mit steigender Verärgerung erfüllte und wo wir im kommenden Jahrzehnt bestimmt Veränderungen durchmachen müssen, ist die offizielle Gartenkunst. Gerade von einer erneuerten Gärtnerei könnten doch Impulse ausgehen, die auf mehreren Ebenen fruchtbar würden. Zunächst auf der Ebene der Ökologie: im Garten könnte der einzelne ohne besonderen Aufwand und ohne eine ausgeklügelte Technologie und Wissenschaftlichkeit Experimente mit Abfallverwertung, Erzeugung von selbststeuernden Kreisläufen und mit Energieeinsparung machen. Im Garten beginnt überdies auch auf natürliche Weise das Selberbauen und damit die Wiedergewinnung der Fähigkeit, über den eigenen Wohnraum zu disponieren. Denn in der Verlängerung der Wohnung nach aussen, sei dies auf privates Gelände oder auf gemeinschaftlich verwaltetes, wie Höfe, Plätze und Bürgersteige, liegt auch eine Reduktion der Entfremdung und die Wiedergewinnung von Verantwortung und Verwaltungsfähigkeit in bezug auf das Aussenhaus und später auf das Haus selbst.

Hier läge auch ein Ansatz zur dezentralisierten Verwaltung öffentlichen Eigentums auf Nachbarschafts- und Quartierebene. Ziel hiervon wäre eine alternative Art, öffentliche Grünflächen instand zu halten, anders als dies die Stadtgärtnereien mit ihren Cotoneaster-Pflanzungen und Blumenschlachtfeldern tun: Ziel wäre das Stadtgrün ohne Stadtgärtner. Schliesslich könnte auf dem Feld der Gärtnerei auch wieder künstlerischer Ausdruck aufgebaut werden. Auch hier ist die Schweiz in der Entwicklung zurückgeblieben, und die Lektionen von auswärts werden nicht aufgenommen und sogar von den Berufsorganisationen der Gärtner und Gartengestalter bekämpft. Nachdem mit der Basler G 80 unsere offizielle Gartenkunst noch einmal eine Machtentfaltung durchgeführt haben wird, müssen wir in den folgenden Jahren unseren Rückstand in diesem Gestaltungszweig aufholen.

Die Diskussion über die achtziger Jahre und was wir aus dem vergangenen Jahrzehnt in das künftige hinübernehmen können, hat in der Schweiz verhältnismässig spät eingesetzt. Die retardierenden Elemente liegen weniger in der Architektur als im «Bauwesen», in der Einbettung der Architektur in die polit-ökonomische Routine, wie sie unser Bauen weitgehend bestimmt. Im vergangenen Jahrzehnt hat sich dieses Bauwesen im wahrsten Sinne des Wortes ausgetobt. Selbst dem baufreudigsten Baudirektor ist heute klar geworden, dass er Bauten vom Typus der ETH-Hönggerberg, des Strickhofs, des Basler Theaters und des Basler Kantonsspitals heute nicht mehr durchsetzen könnte. Wo die Privatindustrie diese Tendenz noch fortsetzt, da arbeitet sie gegen ihre langfristigen Interessen und gegen die Wünsche eines Publikums, auf das sie letztlich angewiesen ist.

Schon im vergangenen Jahrzehnt hat die Kritik an zwei Stellen eingesetzt: beim Massenwohnungsbau und beim Städtebau. «Göhnerswil» war der Titel einer Studentenarbeit, die erstmals auf die Vorgänge im Wohnsektor aufmerksam machte; heute wissen wir, dass unsere grösste Aufgabe im kommenden Jahrzehnt nicht der Wohnungsbau, sondern die Verwendung des bestehenden Wohnungsbaus der fünfziger und sechziger Jahre sein wird. Über die Grossiedlung bei Rheinfelden, das einst umjubelte R 1000, haben die Mieter gleich zu Anfang den Stab gebrochen: sie sind gar nicht erst gekommen.

Die Wende im Städtebau kündete sich in den Schweizer Städten mit dem Kampf gegen die Tiefbahnen, U-Bahnen und Stadtautobahnen an. Zuerst noch vermochten die scheinbar «weitsichtigen» Fortschrittsparolen der Stadtplanungsämter dem Publikum Sand in die Augen zu streuen; nachdem aber einige Volksabstimmungen eindeutig den Widerstand der Stadtbewohner gegen eine Stadtentwicklung gezeigt hatten, die dem heute hier Ansässigen nichts bringt, konnten die Stadtregierungen nur noch durch Taktik, meistens Salamitaktik, ihre Absichten fortsetzen. Aufgabe des kommenden Jahrzehntes ist es nicht nur, die von der autogerechten Stadt geschlagenen Wunden im Stadtkörper zu heilen, sondern auch zu verstehen, dass das «Nein» der Stadtbewohner zu diesen Dingen keine Obstruktion, sondern ein «Ja» zu einer anderen Stadtplanung darstellt.